

Der Versuch eines Zuhörers in Worte zu fassen, was Musik bewirkt. MvH 4.11.15

Als mich Linda Reisch bat, 8 Jahre nach meinem Referat „Chancenlos“ auf dem ersten Symposium des Berliner Musikkindergartens, nun auch auf diesem „Zehnjährigen“ zu sprechen, überkam mich wieder dasselbe mulmige Gefühl: Was kann ich als Kinderarzt denn beitragen, neben den tiefen Einsichten von Daniel Barenboim und den erhellenden Erkenntnissen der vielen Forscher und Wissenschaftler? Was soll ich bloß zum Tagungsthema „Was Musik kann“ sagen, als Kinderarzt und Musikliebhaber? Neuigkeiten habe ich nicht, dafür aber komme ich mit einem Apell.

Als Nichtmusiker, der keinen Ton richtig singen kann und auch kein Instrument spielt, glaube ich doch fest an die Kraft der Musik, da sie mich immer wieder allein durch das Hören und Erleben der über Jahrhunderte entstandenen Meisterwerke überwältigt und aufrichtet. Wenn ich mal wirklich nicht weiter weiß, brauche ich nur in ein gutes Konzert zu gehen, und schon auf dem Heimweg stelle ich fest, dass etwas anders ist: durch das „Hörerlebnis“ hat sich meine Sichtweise auf das, was mich bedrückte, spürbar verändert.

Was sage ich „Hörerlebnis“? Ein Konzert ist ja sehr viel mehr, es ist ja das pure Zusammenspiel fast aller Sinne, sozusagen ein synästhetisches Gesamterlebnis: Erst die Stille vor dem Auftakt, dann die spürbare Konzentration so vieler Individuen auf ein- und dasselbe Werk, dazu die Mimik und Bewegungen der Musiker im Bühnenlicht, das Erfassen schwer definierbarer Spannungen und Vibrationen in der Luft bis hin zu solchen, die in den Tuttistellen sogar bis in die Füße gehen, und schließlich das Mitgerissen sein des Publikums mit der folgenden Entladung der aufgebauten Spannung im Applaus.

Und was hat dann diese Musik bewirkt und wie hat sie mich verändert? Durch die Inanspruchnahme und Gleichrichtung aller meiner Sinne und der daran gebundenen Emotionen, ist es ihr, wenn ich mich einmal kurz mit meinem Notebook vergleichen darf, das auch zu Abstürzen neigt oder dazu sich Aufzuhängen, ist es der Musik offenbar gelungen meine Gedanken und Gefühle in den Zustand eines Neustarts zu versetzen. Ich fühle mich neu geordnet und habe Abstand gewonnen. Und warum das so funktioniert, haben uns Prof. Zatorre und die anderen Wissenschaftler bereits erklärt.

Warum spielen die Musikerlebnisse eine so wichtige und ordnende Rolle zumindest in meinem Leben? Weil ich das Glück hatte als Flüchtlingsweise in einer Welt voller Musik aufwachsen zu dürfen, unter Menschen die miteinander sangen und musizierten. In Zeiten der Hilflosigkeit und Abhängigkeit von Anderen war für sie das Musizieren und das Zuhören gemeinschaftsbildend und eine das Selbstbewusstsein erhaltende Stütze. Das Dabeisein war für uns Kinder einfach eine Selbstverständlichkeit, und die musikalisch besonders Begabten aus meiner Sandkiste haben es dann später in der Musikwelt auch zu etwas gebracht.

Wäre es nicht phantastisch wenn tatsächlich allen diese beglückenden Erlebnisse vergönnt wären? Ein- bis viermal monatlich würde dann jeder aus eigenem Antrieb und aus Freude an der Sache in ein Konzert gehen. Die Zunft der Psychologen und Psychiater hätte mit Sicherheit deutlich weniger zu tun und die allgemeine Psychogesundheit würde steigen. Hamburg hätte inzwischen mehr als zwei Elbphilharmonien und München ein Gasteig neben dem anderen.

Doch warum ist es so anders? Im Gegensatz zu Asien und Lateinamerika interessieren sich hierzulande nur rund 2 % der Bevölkerung für das klassische Konzert- und Musikwesen, obwohl es doch so wunderbare gesamtgesellschaftliche Nebeneffekte hat. Das hat hier meist sozialpädagogisch erklärbare Ursachen.

Damals vor 8 Jahren, berichtete ich aus meinem kinderärztlichen Praxisalltag in dem von Migration geprägtem Hamburger Stadtteil Steilshoop, einem sozialen Brennpunktgebiet. In einer Fotoserie konnte ich aufzeigen, wie es sich allein schon in der Physiognomie der Kinderentwicklung widerspiegelt, ob sie in gesicherten und kultivierten Verhältnissen aufwachsen können, oder eben nicht. Da gab es eine eindeutige Parallele zu den sozioökonomischen Umständen ihres Aufwachsens zu besichtigen. Es ging mir darum beide Seiten einer Medaille zu zeigen: die für die Kinder glückhafte mit der Teilhabe an Bildung, Kunst und Kultur, und deren Kehrseite, wo den Kindern das Fehlen dieser Einflüsse deutlich anzusehen war.

Von der glänzenden Seite dieser Medaille strahlten mit neugierig blitzenden Augen geförderte Kinder, die ein breit gefächertes Bildungsangebot genießen, dargebracht von erziehungsbefähigten Eltern und in engagierten Kindergärten. Doch ganz nach Brechts Moritat von Mackie Messer, betrachtet man die andere Seite nur ungern, oder versucht deren Anblick überhaupt zu vermeiden: „Denn die einen sind im Dunkeln - Und die andern sind im Licht. Und man siehet die im Lichte - Die im Dunkeln sieht man nicht.“ Es war mir ein Anliegen auch die Kindergesichter zu zeigen, aus deren Entwicklung der Mangel an Zuwendung, das nicht geweckte Bildungsinteresse, eine falsche Ernährung und eine gewisse Müdigkeit, ja Glücklosigkeit förmlich ablesbar waren, und die Ursachen dafür zu benennen.

Diese Tagung über den Musikkindergarten „Was Musik kann“, lehrt uns, um den Einladungstext noch einmal hervor zu heben, dass qualitativ gute Musik den Zugang zu dieser Welt spielerisch zu öffnen in der Lage ist, und dass geschulte Ohren, wache Sinne, eine differenzierte Wahrnehmung und Neugier auf Unbekanntes, die besten Grundlagen fürs Lernen und die Freude daran sind, und dass ein musikalischer Alltag eben genau dieses fördert. Und würden wir in einem Bildungsparadiese leben, dann wäre sicher dafür gesorgt, dass alle Kinder in den Genuss einer Förderung durch eine ästhetische Erziehung kommen.

Ich selber zum Beispiel wuchs in einem verwüsteten Nachkriegsdeutschland auf ohne dass ich mich an einen Mangel wie vorher geschildert erinnern kann. Auch als Flüchtlingswaisenkind konnte ich auch unter äußerst schwierigen äußeren Umständen folgende Vorteile genießen: nämlich das Vorhandensein von überliefertem Brauchtum, singende und musizierende Mitmenschen und die Abwesenheit einer medial überreizten Umwelt.

Wie sieht denn allein die akustische Umwelt heute für die Mehrheit unserer Kinder aus? Draußen tönt aus fast jeder Ecke ein Lautsprecher, in den Fahrstühlen, in den Einkaufsmeilen mit gruseliger synthetischer Musik, ja sogar auf U-Bahnhöfen, wo man dann gemeinerweise mit klassischer Musik die Obdachlosen vertreibt. In den Wohnstuben vieler Familien ist der Fernseher mit Nachmittags-trash-programm im Dauerbetrieb, in den Kinderzimmern standen bis vor kurzem auch Fernseher, die derweil von Smartphones und Tablets verdrängt werden, und die somit einem noch ungezügelteren Medienkonsum der Kinder Vorschub

leisten. Und je niedriger der Sozialstatus, umso intensiver ist leider auch der mediale Konsum der Kinder und dessen Einfluss auf die Kindsentwicklung.

Vor 8 Jahren habe ich vor dem Hintergrund der damaligen Zahlen über Kinderarmut dargestellt, wie ungleich sich die Chancen auf Bildungsteilhabe verteilen, und durch das Zeigen der dazu passenden Kinderportraits versucht, dieses emotional erlebbar zu machen. Im Bewusstsein der Öffentlichkeit und der zuständigen Politiker hat sich in der Zwischenzeit tatsächlich viel getan. Und wir können feststellen, dass das Thema Kinderarmut ganz oben auf der Agenda der Politik angekommen ist.

Da wäre es doch eigentlich zu erwarten, dass sich inzwischen in Deutschland der Anteil armer Kinder und Jugendlicher verringert haben müsste. Doch die traurige Wirklichkeit sieht leider anders aus, und es gibt keinerlei Fortschritt. Damals wurde der Anteil der Kinder- und Jugendarmut mit schrecklichen 16,9 % angegeben. In diesem Jahr spricht die Bundesregierung von dem beschämenden Anteil von 1/5 betroffener Kinder und Jugendlicher, das wären dann also 20%. Zum Nachteil dieser betroffenen Kinder und Jugendlichen ist dieses brennende Thema dann auch noch zum Spielball parteipolitischer Ränkespiele geworden, das durch ein Stichwort schlaglichtartig beleuchtet werden kann: „Die Herdprämie“, diesem schließlich von Bundesverfassungsgericht gekippten Zankapfel, der aber noch wirkt.

Das Thema Kinderarmut ist wirklich überall angekommen: ich brauche Ihnen nur Auszüge aus der Titelgeschichte des Spiegels aus diesem Mai zu zitieren, der wie alle ernst zu nehmenden Medien sich des Themas angenommen hatte. Der Spiegel berichtet gut recherchiert darüber folgendermaßen: „Es mangelt nicht an Geld. Etwa 200 Milliarden Euro gibt Deutschland pro Jahr für die Unterstützung von Kindern, Ehen und Familien aus; das entspricht sieben Prozent der Wirtschaftsleistung. Es wimmelt von staatlichen Fürsorgeprogrammen mit so schönen Bezeichnungen wie "Bildungs- und Teilhabepaket", "Offensive Frühe Chancen" oder "Elternchance ist Kinderchance“. Doch viele Leistungen zielen an den Problemen vorbei oder heben sich sogar in ihrer Wirkung gegenseitig auf; das Förderversprechen der Politik erweist sich als Chancenlüge“ – soweit der „Spiegel“.

Denn „Wer die Lage armer Familien wirklich verbessern wolle, solle ihnen nicht mehr Geld zustecken, sondern müsse in Bildungsangebote investieren“, so Familienministerin Manuela Schwesig. Doch über eine Milliarde Euro werden demnächst für die Anhebung des Kinderfreibetrags, des Kindergelds und des Kinderzuschlags ausgegeben, alles Leistungen, die vor allem der Mittel- und Oberschicht zugutekommen. Eigentlich wollte die Große Koalition Eltern ermuntern, ihre Sprösslinge in eine Kindertagesstätte zu bringen. Zur Zeit zahlt sie noch monatlich 150 Euro aus, wenn die Eltern ihre Kinder nicht in die Kita schicken, sondern zu Hause verwahren - und sei es vor dem Fernseher. In Bayern soll es so bleiben, und in anderen Bundesländern streitet man sich darüber, wohin denn das Geld nach dem Verfassungsurteil fließen soll. "Die staatliche Unterstützung für arme Familien orientiert sich zu wenig an den Bedarfen der Kinder und wird ihnen deshalb oftmals nicht gerecht", heißt es in der neuen Bertelsmann-Studie. Und nun kommen mit der Flüchtlingslawine noch zig- bis hunderttausende Kinder dazu, die intensiver Betreuung bedürfen.

Es sind sich doch wirklich alle Experten weitgehend darüber einig, was getan werden müsste, um für mehr Chancengerechtigkeit zu sorgen: öffentliche Einrichtungen wie Kindergärten und Schulen sollten gestärkt und ausgebaut werden. Eine freie Gesellschaft muss zwar ein gewisses Maß an Ungleichheit ertragen können, aber ganz pragmatisch gesehen, kann es sich in Zeiten des demographischen Wandels unsere Gesellschaft doch überhaupt nicht leisten, auch nur eine einzige, bildungsoffene Kinderseele ungefördert zurück zu lassen.

Die soziale Wirklichkeit der von Armut betroffenen 20% der jungen Generation und insbesondere der davon betroffenen Kinder im Kindergartenalter ist doch folgende: sie können aus finanziellen Gründen Bildungsangebote nicht wahrnehmen oder werden daran gehindert. Und die Hinderungsgründe sind fehlende und gut ausgestattete Kindergartenplätze, leider nicht selten die Ignoranz erziehungsunfähiger Eltern und im Migrationsbereich das Aufwachsen in Parallelwelten.

Für die Weniger-Gebildeten gibt es heutzutage nicht mehr die große Zahl einfacher und auskömmlich bezahlter Beschäftigungen und Handlangerdienste wie ehemals. Ein deutlich höherer Ausbildungsstand ist im IT Zeitalter Voraussetzung dafür überhaupt irgendeine eine bezahlte Tätigkeit wahrnehmen zu können. Wer den nicht hat, der betritt schon die Ebene der Sozialleistungsempfänger. Und an diese verkümmerte Ebene dürfen wir doch nicht einfach fast 20% der nachfolgenden Generationen verlieren!

Unsere Sozialsysteme leben von der Leistungsfähigkeit der mittleren Generation. Und werden unsere Kinder und Jugendlichen nicht optimal ausgebildet und gestärkt, dann wird es denen, die jetzt noch halbwegs jung und leistungsfähig und im mittleren Alter sind, in ihrem Alter ziemlich schlecht gehen. Diese Erkenntnis müsste doch als Motivation eigentlich allein ausreichen, sich zu den notwendigen gesellschaftspolitischen Änderungen im Erziehungsbereich aufzuschwingen. Tut es aber nicht.

Und um auf unser Eingangsthema zurück zu kommen: Wenn nicht alle Anstrengungen, die nur irgend möglich sind, unternommen werden, um jedem Kind bestmögliche Bildungs- und Entwicklungschancen einzuräumen, dann haben wir es mit einem schweren gesamtgesellschaftlichen Versagen zu tun, und mit den vorher genannten Zahlen rennen wir sehenden Auges schon mitten hinein in dieses Versagen. Andererseits würde unserer Gesellschaft eine rein intellektuelle Bildung, wie sie in der Regel angestrebt wird, auch wirklich gut tun? Eine Gesellschaft von halbautistischen „Nerds“ wollen wir doch aus gutem Grund auch nicht werden. Wenn wir also eine verbesserte Zukunft mit einer möglichst weit gebildeten und empathischen Gesellschaft anstreben, ist das Erwerben von emotionalen und sozialen Kompetenzen im Kindesalter mindestens genau so wichtig wie das Trainieren des Intellektes. Und diese Kompetenzen erwirbt man insbesondere durch intensives Aufeinander Hören – im echten und im übertragenen Sinne - eben durch Zuhören, und das will erlernt sein.

Jetzt kommt die Musik ins Spiel, nicht die der dröhnenden, mit hämmerndem Beat alles andere wegfegenden Rock- oder Heavy-Metal-Musik, die an anderer Stelle zum Austoben gerne ihre Berechtigung hat, sondern die traditionell überlieferte Musik mit all ihren dynamischen Schattierungen von der Volksmusik bis hin zur Klassik. Ein unruhiger und lauter Kinderhort, mit einem überforderten Personal, kann aber nicht dazu hinführen. Das ist bekannt.

Aber wem sage ich das hier? Hier drinnen sind wir im Zweifelsfalle einer Meinung. Aber nur hier drinnen. Da draußen sieht es anders aus. Wir wissen, dass die Bedeutung der frühkindlichen Erziehung längst erkannt ist, und dass es unsere gewählten Politiker einfach nicht schaffen, diese Erkenntnisse in sinnvolles Handeln umzusetzen; ja dass sie sogar aus weltanschaulichen Gründen und parteipolitischem Kalkül kontraproduktive Entscheidungen fällen. Selbst die blanke Not, wie sie jetzt durch die Flüchtlingslawine uns vor Augen steht, bringt sie ja nicht zu einer Einhelligkeit, wie wir es gerade mit Entsetzen erleben müssen.

Und doch entstehen bei uns so großartige Einrichtungen wie der Berliner Musikkindergarten. Diese schaffen sich die Bürger selbst. Einzelne, wie Daniel Barenboim und Linda Reisch haben losgelegt, angepackt und ganz viele engagierte Mitbürger mitgenommen und damit das erreicht, was wir heute feiern können, und wieder Einzelne, Maria Willer und Simone Young, haben in Hamburg diesem Vorbild folgend, dort bereits Vergleichbares geschaffen. Hier wie dort und in ganz vielen anderen musikpädagogischen Einrichtungen weiß man, was Musik kann, dieses als überflüssiges Beiwerk häufig abgeschaffte Fach in der Schulbildung.

Sehr genau erinnere ich mich an die Eingangssätze, die Daniel Barenboim vor 8 Jahren zur Eröffnung des ersten Musikkindergarten-Symposiums sprach: „Wir müssen erreichen, dass die Musik für die Kinder etwas so Selbstverständliches wird, dass sie als Erstes beim Eintritt in die Schule fragen: und wo ist hier die Musik?“ Eben diese Kunst, die so kommunikativ ist wie keine zweite, die, wenn sie ein Leben begleitet, so viel Positives bewirkt.

Also wenn es die bittere Erkenntnis ist, dass wir vorerst von der demokratisch gewählten Obrigkeit nicht erwarten können, gewonnene Einsichten in praktisches Handeln umzusetzen, dann hilft nur eines: selber machen, immer wieder und an so vielen Orten wie möglich, bis es Konsens wird, dass sich unsere Gesellschaft ohne Musikkindergärten oder eine ähnlich geartete ästhetische Erziehung nicht gut entwickeln kann. Und was hier und anderen Ortes geschieht sind ganz wichtige Schritte dahin. Und auf dem Weg in das nächste Konzert werde ich von der steten Hoffnung begleitet werden, dass sich nicht nur so alte Knacker wie ich, sondern zunehmend auch junge Leute dorthin aufmachen – vorausgesetzt, dass die Zahl der Musikkindergärten ansteigt, was in unser aller Hand liegt!

Gelobt seien die Staatskapelle und ihr Chef: sie haben diese Entwicklung angefacht und sind ein leuchtendes Vorbild, dem Nachzueifern es sich lohnt. Und wenn ich einen Wunsch äußern dürfte, wäre es der: gebt bitte die Hälfte der Plätze an Kinder, die sonst nie eine Chance hätten, der Kraft der Musik in dieser Form zu begegnen.